



**Der Sturmgesang der Liebe.**

Roman von Robert Heymann.

(5. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Selbst Frau Kemmert fielen schon die häufigen Besuche auf Schloß Friedrichswert auf. Fragte sie ihn danach, dann machte er eine lächelnde Bemerkung, die auf nichts schließen ließ. Es fiel ihm ja gar nicht ein, darüber nachzudenken, was ihn eigentlich nach Friedrichswert zog. Hätte er sich selbst beobachtet, so würde er sich oft dabei ertappt haben, wie er, meist unter Vernehmungen, Plänen und Bodenuntersuchungen, plötzlich sich hochreckte, die stahlgrauen Augen in die weite Ferne heftete, wo Meer und Horizont miteinander verschwammen.

Dann dachte er an Renate.

Der Baron hatte ihn zur Jagd auf Wildenten eingeladen. Oldenskott war wieder als Gast auf Friedrichswert eingeleitet und hatte der alten Gräfin die frohe Botschaft mitgebracht, daß Rudolf, ihr Sohn, an dem sie nicht nur mit der natürlichen Liebe der Mutter hing, auf den sie auch allen Stolz der Tradition ihres Geschlechtes übertrug, zu kurzem Urlaub nach Hause kommen würde. Dabei hatte er Renate schadenfroh angeblickt, aber er konnte nur die Freude über das Wiedersehen mit dem Bruder aus ihren Zügen lesen.

Oldenskott und Kemmert wollten ein Boot besteigen, um nach einer Stelle zu fahren, wo das Meer nicht allzu tief und schilfig war. Sie trugen beide Büchlein. Einmal, als Kemmert sich nach dem Baron umwandte, der einige Schritte hinter ihm ging, sah er, daß dessen Gesicht wutverzerrt war. Seine Augen hafteten auf der schlanken Gestalt des Ingenieurs, und dabei lag die rechte Hand krampfhaft um den Schaft des Gewehrs.

Joachim Kemmert wußte, daß der Baron ihn nicht leiden mochte. Aber auch nicht der Gedanke an Furcht überkam ihn; im Gegenteil! Es bereitete ihm Genugtuung, mit dem Mann, der sein Feind war, draußen fern von den Menschen und ihrem Schutz, durch die See zu pirschen.

Er machte sich gar keine Vorstellung, warum der Baron ihn haßte.

Er hatte Feinde genug! Kam es auf einen mehr an? Er wußte: kraftvolle Menschen müssen Feinde haben, das liegt so in der Natur der Gegend begründet.

Als sie den Strand entlang gingen, kam ihnen atemlos ein Mann entgegen, der mit hastigen Schritten vorwärts eilte. Er trug einen abgesetzten schwarzen Gehrock. Im ersten Moment

meinte der Baron, es sei der Pastor. Der frische Wind zauselte seinen Bart. Als er die beiden Männer erreicht hatte, blieb er tief aufatmend stehen und schob den Hut ins Genick. Auf seiner fahlen Stirne standen Schweißtropfen.

„Habe ich vielleicht die Ehre, den Herrn Ingenieur Joachim Kemmert vor mir zu sehen?“

Er wandte seine Augen suchend von einem zum anderen. Der Ingenieur trat vor:

„Der bin ich.“

Ihrem niedrigen Haß verfolgen, daß Sie alles aufboten, um meine Erfindung zu unterdrücken, um selbst in den Augen der anderen größer dazustehen?“

Joachim Kemmert hatte aufgehört, als er den Namen Max Edelmann gehörte. Bis jetzt war es für ihn nur ein Name gewesen, der sich mit der Vorstellung eines halb närrischen Phantasten verband. Nun stand dieser Mensch in seiner aus innen kommenden, ehrlichen Verzweiflung vor ihm, und er empfand im Bewußtsein seiner überlegenen Kraft nichts als Mitleid.

„Ich bin allerdings ein wenig erstaunt, Sie hier zu finden, denn weder der Ort noch die Gelegenheit scheinen mir besonders geeignet, Ihre Bekanntschaft zu machen, gar sich über ein Thema auszusprechen, das für mich nie im Leben irgendeine besondere Bedeutung angenommen hat.“

„Für Sie!“ schrie Max Edelmann. „Aber wissen Sie, was es für mich war? Alles! Das Leben, die Liebe, das Glück, die Erfüllung jahrelanger Träume, durchwachter Nächte...“

„Ich gebe das zu, nachdem Sie es sagen, aber ich würde trotzdem nicht einen Augenblick meine Überzeugung ändern.“

„Sie würden sich keine Minute besinnen, nicht wahr, mich wieder zu ruinieren, wenn sich Gelegenheit dazu bieten würde! Aber Sie können nicht mehr! Ich bin ruiniert! Ich bin fertig! Bin reif für die Pistole! Aber dann, wissen Sie, wenn es schon so weit ist, dann will ich wenigstens vorher Genugtuung haben... ich weiß, daß meine Erfindung andere reich machen wird, daß man nur darauf wartet, über meine Leiche hinwegzuschreiten...“

„Herr Edelmann,“ sagte Joachim Kemmert und zog die Brauen hoch, „Sie sind ein Phantast! Ich will Ihnen den Glauben an Ihre Erfindung nicht rauben, aber Sie werden mich niemals hindern, jenen gegenüber, deren Vertrauen ich genieße, ehlich zu sein. Das ist nun einmal so im Leben, und es ist gut so, daß nur das Wahre und Echte sich durchsetzen kann, und daß das Morische scharfer Prüfung nicht standhält. Nachdem Sie mich in diesem Tone zur Rede stellen, will ich Ihnen sagen, was ich in diesem Augenblick empfinde:“

Ihre Erfindung ist ein Stück von Ihnen selbst, ein zusammengebrochenes und wieder zusammengefügtes Phantom, das mit imaginären Werten operiert und mit Schwäche hochzukommen sucht. Damit werden Sie das Leben nicht meistern, Herr Edelmann. Nur der Starke hat das Recht, sich durchzusetzen, das andere muß unterdrückt werden im Namen des Fortschritts, der die Gerechtigkeit ist. Und nun lassen Sie mich gehen!“



Generaloberst von Mackensen.

Unser Bild zeigt den Sieger von Lodz, Rovico, Bipino und Wlozlawec, der vom Kaiser zum Generaloberst ernannt wurde, auf einem Anspazierritt mit seinem Adjutanten in Ronezycza (Rußland).

Mienen und Gestikulationen des Fremden ließen keinen Zweifel darüber, daß sich etwas vorbereitete. Der Baron stellte sich abseits und wartete, feindselig lächelnd.

„Sie also sind der Ingenieur?“ fragte der Fremde. „Mein Name ist Max Edelmann... ist Ihnen bekannt, nicht wahr?“

Er zitterte am ganzen Körper, schob die Unterlippe vor und betrachtete den Ingenieur, der ebenso gleichgültig und kaltblütig da stand wie sonst. „Sie rühren sich gar nicht? Sie wissen wohl nicht, was Sie mir angetan haben? Oder wollen Sie wegleugnen, daß Sie mich seit einem Jahr mit

Aber Max Edelmann ging nicht zur Seite. Das war das letzte, was er hören durfte. Ein Stück von ihm selbst! Ein zerbrochenes und wieder zusammengesetztes Phantom! Gerade, weil er tief innen die Wahrheit dieser Behauptung empfand, weil der Rest seines moralischen Haltes zusammenbrach, flammte seine falsche Empörung von neuem auf. Mit einem unartikulierten Wutschrei griff er den Ingenieur unerwartet an. Es gelang ihm, dem Ueberwältigten, der auf einen solchen Zwischenfall nicht vorbereitet war, die Wäsche zu entreißen und schneller, als man es ahnen konnte, trat er einen Schritt zurück und legte das Gewehr an — der Baron hätte es hindern können. Er brauchte nur einen Sprung zu machen und die Waffe beiseite zu schlagen, aber er regte sich nicht. Doch Joachim Kemmert war nicht der Mann, sich ohne weiteres über den Haufen schießen zu lassen. Schnell gefaßt, packte er die Waffe beim Lauf und stieß sie in dem Augenblick hoch, als der Nasende abbrückte. Die Ladung ging in die Luft. Im nächsten Moment hatte der Ingenieur ihm die Waffe entronnen und ihn mit eiserner Faust zu Boden gedrückt. Der Erfinder sank in die Knie. Mit dem spontanen, verbrecherischen Angriff war seine ganze Kraft erschöpft. Joachim Kemmert fühlte es. Es widerstrebte ihm, sich an einem Mann zu rächen, der nicht mehr die Kraft der Gegenwehr besaß, der sich in einem einzigen impulsiven Anlauf vollständig ausgegeben hatte. Das war ja die Ursache der Katastrophe gewesen, daß der große Anlauf, den Max Edelmann noch einmal gegen die Willkür des Lebens unternommen, mißglückt war und daß er nun mit all seinen Kräften am Ende stand.

Der eiserne Griff, mit dem der Ingenieur ihn umklammert hielt, löste sich.

„Stehen Sie auf,“ sagte dieser rauh, gewaltiam den aufsteigenden Born nieder kämpfend. „Stehen Sie auf, Herr Edelmann; ich verzichte darauf, Sie in die Hände der Behörde zu liefern. Nehmen Sie das Bewußtsein mit nach Hause, daß mir nichts ferner lag, als Ihre Person zu schädigen, daß es aber immer wieder sein wird, wenn Ihre geistige oder physische Schwäche es erfordert. Lassen Sie Ihre phantastischen Pläne, und ergreifen Sie einen nützlichen Beruf, nützlich für Sie und andere, das ist der einzige Rat, den ich Ihnen für Ihre Verzweiflung mitgeben kann.“

Damit schritt er der Kiste zu.

Der Schiffer mit dem Boot wartete. Er hatte von weitem die ganze Szene mit angesehen und schrie, heftig die Arme von sich stoßend:

„Der Herr Baron hätte doch eingreifen können, Herr Schenidhr!“

„Laß nur, Twersten! Ich verlasse mich auf meine eigene Kraft! Es ist gut, wenn man niemandem verpflichtet ist!“

Der Baron hatte einige Sekunden gezaubert und gewartet, bis Joachim Kemmert sich entfernte.

„Sie sind eben einer großen Gefahr entronnen, Herr Edelmann,“ wandte er sich dann an den Fassungslosen, dessen Knie bebten und der den Rest moralischer Festigkeit verloren hatte. „Doch Sie tun mir leid! Vielleicht bietet sich Gelegenheit, daß ich etwas für Sie tun kann! Wollen Sie mir Ihre Adresse nennen?“

Max Edelmann stammelte gedankenlos Wohnung und Straße.

„Lassen Sie den Kopf nicht hängen, wer heute oben steht, liegt morgen vielleicht unten — Sie werden von mir hören!“

Wie ein Ertrinkender nach dem Strohhalme greift, so erfaßte Max Edelmann plötzlich diese neue, vage Hoffnung. Er begann fieberhaft zu erzählen, wer er sei, was ihn hierhergetrieben habe, wie seine Erfindung zustande gekommen sei, aus was sie bestände und daß nur Mißgunst und Heuchelei ihn soweit gebracht habe.

Der Baron wurde ungeduldig.

„Schon gut. Ich werde von mir hören lassen, und nun gehen Sie, ehe die Schiffer auf Sie auf-

merksam werden. Joachim Kemmert hat bei ihnen einen Stein im Brett!“

Max Edelmann reichte dem Baron impulsiv die Hand. Doch der überjah sie, denn Joachim Kemmert beobachtete ihn vom Boote aus.

Der Erfinder hatte keine Empfindung mehr für diese Demütigung. Er kehrte um, das Jahrbuch zu suchen.

Weder der Baron noch der Ingenieur sprachen ein Wort über das Abenteuer.

Doch das Benehmen Oldenscotts hatte sich von diesem Tage an merkwürdig geändert. Er war von gewinnender Liebenswürdigkeit. In Wahrheit: Zu dem Haß gegen Joachim Kemmert gesellte sich ein peinliches Gefühl kändiger Furcht.

Wenige Tage nach diesem Zwischenfall, der für Monate hinaus den Gesprächsstoff der Fischer bildete, kam der Ingenieur wieder nach Friedrichswert. Er wollte sich früh am nächsten Tage von dem Rutter abholen lassen, um neue Reichinspektionen vorzunehmen. Nur den selten schönen Nachmittage wollte er nutzen. Der Baron war nach dem Festland gefegelt und wurde erst nächsten Tages zurück erwartet. Das wußte Joachim Kemmert natürlich nicht; er hatte in letzter Zeit einen gewissen Kontakt zwischen sich und der alten Gräfin hergestellt. Sein Wesen hatte ihr von Anfang an gefallen, wenn es auch in grellem Widerspruch zu ihren Ueberzeugungen stand. Sie respektierte seine ehrliche Natur, und Oldenscott hatte auf die Dauer nicht hindern können, daß sie ihn wieder empfing. Ja, sie empfand etwas wie Dankbarkeit für ihn. Immer, wenn er wegging, blieb ein Stück von seiner seelischen Kraft im Schloß zurück. Daran richtete sich selbst die Gräfin auf, wenn die Schreckgespenster unbestimmter Furcht schlimmer als je in ihrem Geiste wüteten. Immer mehr nahmen düstere Ahnungen von ihrer Seele Besitz und quälten sie. Sie wollte nicht glauben, daß sie krank war, und gestaltete durch ihre Phantasie Kenates Leben leid- und unruh-voller.

Diese ward noch verwickelter, und je öfter Joachim Kemmert ins Schloß kam, je mehr sie sich nach seiner Nähe sehnte, desto abweisender wurde sie gegen ihn. Ihre übergroße Sympathie für seine Person erlischen ihr sündhaft, und sie sann auf Abwehr. War er fort, so ging sie wie im Traume umher, und ihr einsames Leben war ein ständiges Suchen. Sie wußte nicht, wonach. Wenn er kam, jubilierte ihre Seele; aber sie verschloß ihr Herz und zeigte sich rauh, stolz und unnahbar.

Joachim Kemmert schreckte das nicht ab. Er liebte das. Er achtete und ehrte Menschen, die die Kraft hatten, sich selbst abzuschließen und die sich nicht mit ihren Gedanken und Empfindungen jedem Fremden gaben. Er konnte eine Stunde lang Kenate gegenüber sitzen, durch das Fenster auf das Meer hinausblicken und kein Wort mit ihr wechseln. Von Zeit zu Zeit nahm er den Faden der Unterhaltung mit der Gräfin auf; Kenate blickte nicht einen Moment von ihrem Schoße auf, wo die Handarbeit lag. Und doch empfanden sie beide, der Mann und das Mädchen, das Bewußtsein einer Unterhaltung, die in ihrem Schweigen begründet war.

Es ging gegen Abend. Die Gräfin lehnte sich, des ungewohnten Sprechens müde, in die Polster zurück und betrachtete den Ingenieur durch die halbgeschlossenen Wimpern. Sie hegte eine leise Bewunderung für ihn, ohne es merken zu lassen. Kenate blickte von ihrer Handarbeit auf, zum erstenmal seit zwei Stunden, und sah an Joachim Kemmert vorüber.

„Es geht auf sechs.“

Sie wußte nicht, warum sie das sagte. Es war ganz belanglos. Vielleicht hatte sie nur das Verlangen gehabt, seine Gestalt in ihren Augen spiegeln zu lassen. Denn wenn sie ihn auch nicht anblickte, sah sie ihn doch, und wenn sie nicht mit ihm sprach, fühlte sie seine Nähe. Das hatte etwas unendlich Verhängendes für sie.

„Die Zeit der Flut,“ bemerkte der Ingenieur und wandte den Blick nach dem Fenster.

In diesem Augenblick fuhr die Gräfin so jäh empor, daß die beiden anderen zusammenschredten.

„Wo ist das Kind?“

Sie nannte Ja im Gegensatz zu ihrer erwachsenen Tochter nur „das Kind“.

Kenate blickte die Mutter fassungslos an.

„Ich weiß es nicht. Mir ist, als wollte sie auf dem „Heiligen Felsen“ spielen.“

„Auf dem Heiligen Felsen?“ rief die Gräfin von Friedrichswert mit erschütternder Stimme.

„Weißt Du nicht, Kenate, daß dort die Bluttat geschehen ist?“

„Aber Mutter! Was hat das mit heute und mit uns zu tun...?“

„Und die Flut, Kenate, begreiffst Du denn nicht? Die Flut! Um aller Heiligen willen, such mir das Kind!“

Kenate war zu sehr an plötzliche Schreckensausbrüche ihrer Mutter gewöhnt, um sonst weiter darauf zu reagieren, als durch ein nervöses Aufzuden. Aber in diesem Augenblick wich jäh alles Blut aus ihren Wangen.

Die Flut! Niemand hatte daran gedacht! Wohl war der Kleinen strengstens eingeschärft, den Heiligen Felsen, wenn die Sonne gegen Westen stand, nicht zu betreten. Aber es war ein Kind! Kenate stürzte hinaus. Schon auf halbem Wege kam ihr die Gouvernante entgegen:

„Nero, der Hund, kam eben, triefend vor Nässe, und bellte vor den Türen und gebärdete sich wie toll!“

Die Gräfin sank halb ohnmächtig zurück. Joachim Kemmert eilte in langen Sähen nach dem Strand. Er zog das Fernrohr aus der Rocktasche, denn das weite Feld, das sonst bis zum Heiligen Felsen, einem jäh aus dem Boden aufragenden erraticen Steinblock, reichte und das Sand und Meerzeug anfüllte, war versunken unter der Flut, die in leise plätschernder Bewegung war, von Minute zu Minute höher stieg und Stück für Stück des Landes verschlang.

Mit bloßem Auge schon hatte er die schreckliche Gefahr erkannt. Durch das Fernglas sah er das Kind weit draußen auf dem Felsen, zu dessen Spitze bereits die Wasser hinaufstiegen. Ja stand auf der höchsten Steinplatte. Ihre gekrümmte Gestalt drückte hilflose Verzweiflung aus; sie hatte die Händchen gefaltet und bewegte sie bittend nach dem Schloß hinüber, während das Wasser langsam, mit grauamer Unerbittlichkeit, stumm, wie das unüberwindliche Verhängnis, höher und höher emporstieg.

Wenn es ihre Füße umpflügte, mußte das Kind stürzen und war unrettbar verloren.

Kaum den Bruchteil einer Minute hatte der Ingenieur gebraucht, um sich von dem Stand der Dinge zu überzeugen. Die Gouvernante lief schreiend über die Dünen nach einem Boote, während Kenate, die Hände krampfhaft gegen den Körper gepreßt, wie eine gemeißelte Niobe da stand und ihr hilflos nachstarrte. Sie wußte, daß kein Boot aufzutreiben war, wenigstens so schnell nicht, denn höchstens auf der anderen Seite der Insel mochte man eins finden. Sämtliche Fischer waren am frühen Morgen zum Fischfang ausgezogen, und was überhaupt an Booten da war, war gebraucht worden. Vor drei Tagen hatte der Sturm die Röhne, die Eigentum von Friedrichswert waren, entführt, und das Motorboot, mit dem Graf Friedrichswert zu seinen Lebzeiten nach Bremen zu fahren pflegte, war seit einiger Zeit außer Stand geblieben und funktionierte nicht.

Inzwischen stieg das Wasser; Kenates Herz drohte stille zu stehen. Mit gestenloser Verzweiflung drehte sie sich zu Joachim Kemmert um und ging ihm einige Schritte entgegen. Der Rest ihres Hoffens lag in dem Blick, mit dem sie ihn ansah. Zum erstenmal, seit er sie kannte, durfte er so voll und bedingungslos in ihre Augen sehen. In diesen paar Sekunden tauchte sein Wille in das tiefe, klare Dunkel dieser Pupillen, die an Glanz,

Reinheit und Seele unergleichlich waren. Sie war nicht in Stande, ein Wort zu sprechen, und nur ihre Augen leuchteten: Selsen Sie! Nur Sie können helfen! Die Gouvernante war verschwunden, und sie standen ganz allein am Ufer, während durch das offene Fenster vom Schloß her das Zammern der Gräfin hörbar wurde.

Karl Kleffen mochte gleichfalls durch sein Noth die Gefahr bemerkt haben, denn der alte Schiffer, dessen Gedenke immer mehr und mehr durch die Sicht verkrümmet wurden, humpelte eilig herbei und sagte, er hätte einen Jungen nach der anderen Seite geschickt, aber bis das Boot um die Landspitze kommen könne, sei es zu spät, und wenn er nicht ein alter Krüppel wäre, so wäre er selbst gelaufen . . .

Joachim Kemmert maß kühlend Auges die Entfernung zum Heiligen Felsen. Dann zog er ohne übermäßige Eile den Rock aus, hob erst das eine Bein bis zur Kniehöhe, dann das andere und löste sich die Schuhe.

Renate sah ihn zu; ohne den geringsten Sinn für die näheren Umstände zu haben, begriff sie seine Vorbereitungen; die Startheit ihres marmornen Gesichtes löste sich, und ein dages Lächeln glitt darüber hin. Dann war Joachim Kemmert schon in der Flut verschwunden, und lange, lange Zeit sah man nichts als seinen Kopf, der sich rückwärts über die Fläche des Meeres dahinbewegte. Sogzwischen setzte Karl Kleffen wieder das Fernrohr an und konstatierte, daß die Flut schon an den Kleidern zerrte und zaulte.

Der Ingenieur ruderte und stieß seinen Körper mit dem ganzen Aufgebot seiner körperlichen Kraft vorwärts. Das Seewasser spritzte ihm in die Augen, und die Kleider drohten, ihn in die Tiefe zu ziehen. Schon nach einer Minute hingen sie durchnäßt an seinem Leib wie ein eiserner Panzer. Nach einer weiteren Minute hatte er ein Uebermaß von Kraft verbraucht; dann aber, als er Ja näher vor sich auftauchen sah und das Meer an des Kindes Kleid heranpeitschte, überwand seine Energie jede Schwäche, und mit mächtigen Stößen schmeckte er sich vorwärts an den Felsen heran. Er kam gerade zurecht, das Kind aufzufangen, als es hilflos, halb ohnmächtig, mit einem leisen Schreien ins Wasser glitt. Er legte sich auf den Rücken und zog das willenlose kleine Wesen zu sich auf die Brust herauf, so, daß ihr Haupt unter seinem Kinn ruhte, und stieß sich von dem Felsen ab. Nun durfte er sich Zeit gönnen; das Kind lag geschützt hoch auf der gewölbten Brust; da klammerte es sich angstvoll an und blickte mit entsetzten Augen auf das Meer, das vergeblich nach seiner entrisenen Beute zu greifen suchte. Langsam, um seine Kräfte zu sparen, schnellte sich Joachim Kemmert stoßweise zurück; dabei ruhte sein Auge bald auf dem Himmel, der sich in blauer Klarheit über ihm spannte und ihm nie so nah erschienen hatte, bald sah er auf das Kind und versuchte, ihm mit ein paar hastig hingeworfenen Worten Mut zuzusprechen. So groß war das Vertrauen der Kleinen, so stark die Kraft, die von ihm ausging, daß Ja in der schrecklichen Gefahr zu lächeln versuchte. Da spannte sich eine Wölbe ohnegleichen über das Gesicht Joachim Kemmert's, denn die Züge des Kindes waren kaum wegzukennen von Renates Gesicht.

Ein Zuruf ließ ihn aufschrecken. Der Junge nahte mit dem Boot; Kemmert reichte ihm die Kleine hinein und schwang sich dann selbst in das schwankende Fahrzeug. Einige Augenblicke später stießen sie an Land. Renate riß mit dem Egoismus der Liebe zuerst das Kind an sich und bedeckte es mit glühenden Küssen und verwirrte es mit einander überstürzenden Liebkosungen. Dann legte sie es der herbeileidenden Gouvernante in die Arme. Die lief mit der teuren Last ins Schloß und kündete durch laute Glücksrufe der Gräfin, daß Ja gerettet sei. Die Kleine Schwester zitterte vor Kälte und mußte rasch erwärmt und neu gekleidet werden.

Inzwischen war Joachim Kemmert aus dem Boot gestiegen und hatte sich an Karl Kleffen gewandt:

„Ihr könnt mir wohl Kleider verschaffen, was, Kleffen?“

„Ich nicht, Herr! Aber ich habe den Schlüssel zum alten Zens seiner Wohnung, und der hat wohl was, was Euch passen könnte.“

Er wollte gehen, aber der Blick Renates hielt ihn fest. Sie sah nicht seine triefenden Kleider, sah nicht seine gemeißelte Figur, an der selbst des alten Kleffen Augen voll Bewunderung hingen. Das nasse Tuch lag prall an seinem Leib und ließ ebenmäßig, wie aus Marmor geschaffen, jede Muskel hervortreten.

Sie sah nur sein bleiches Gesicht und die unnatürlich großen Augen. Sie tat ein paar Schritte nach vorwärts, streckte ihm beide Hände entgegen und zog mit ungewöhnlicher Kraft die seinen, als er ihre Finger küssen wollte, an sich, daß seine Hände fast ihren schlanken Leib berührten.

„Wie soll ich Ihnen heute danken . . . nein, dafür gibt es keine Worte — — nehmen Sie mein hilfloses Stämmeln für den Ausdruck alles dessen, was ich sagen will und was ich für Sie empfinde . . .“

Sie brach, über sich selbst erschrocken, ab, ließ seine Hände zurückgleiten und stand, das Haupt gefenkt, hilflos vor ihm.

Er griff von neuem nach ihrer Hand und zog sie an seine Lippen.

„Sie haben Gewalt über den Bann von Friedrichs wert,“ meinte sie mit einem seltsamen Lächeln.

„Hoffen wir es, Komtesse. Lassen Sie mir den Glauben, er hat so etwas Erhabenes an sich . . .“ Dann entfernte er sich mit dem alten Kleffen, der neben ihm her hinkte und ihm seine Bewunderung ins Ohr brüllte, denn er hatte eine alte Mutter, die nicht mehr hörte, und war das laute Sprechen gewöhnt.

Renate ging ins Schloß zurück und berichtete der Mutter.

Ja war trocken gekleidet und hatte sich auf den Schoß der Gräfin geküsst. Die strich mit ihren krankhaft schmalen Fingern immer wieder über den Scheitel des wiedergeborenen Kindes.

„Es ist ein Wunder, Renate! Ein großes, unverständliches Wunder! Gott hat uns diesen Mann geschickt! Er muß hoch in seiner Gnade stehen, daß er mehr ausgerichtet als meine Gebete.“

Renate erwüthete nichts. Sie küßte der Kleinen Schwester die starren Hände und hörte mit einem Lächeln ohnegleichen zu, als das Kind ihr erzählte, wie es auf seiner Brust geruht und wie seltsam es da gefühlt und wie die Wasser umher gewogt und getobt hatten und wie seine Brust gleich einer starken Ansel gewesen war . . .

Der kindliche Vergleich setzte sich in Renates Gedanken fest. Ja, wie eine Ansel war seine Brust, die allen Stürmen und Angriffen trotzte. Wohl dem, der dort ruhen durfte! . . .

Nach einer Stunde kam Joachim Kemmert herüber. Der Versuch, Zens Kleider anzuziehen, war mißglückt. Joachim Kemmert war nicht eitel, aber auch Kleffen hatte abgeraten, in dieser Verfassung ins Schloß zu gehen. So hatten sie denn mit vereinten Kräften die Kleider über dem rasch entzündeten Herdfeuer getrocknet. Sie sahen zwar zusammengeschrumpft an seinem Körper. Doch Renate merkte es nicht. Sie machte die seltsame Entdeckung, daß sie ihn den Abend über nicht sah, sondern nur immer hörte. Oder vielmehr, sie sah ihn nur mit geistigen Augen, wie er beschneiden, fast demüthig lächelnd, den Dank der Gräfin entgegennahm und dann das Kind herzte und küßte, als könnte er sich nicht genug dadurch für die ausgestandene Gefahr entschädigen.

Ja wurde bald zu Bett gebracht. Sie nahm ihrem Ketter das Versprechen ab, daß er sie recht, recht oft besuchen würde. Sie war ihm jetzt erst näher getreten und ergab sich seinem Zauber mit der Rückhaltlosigkeit des Kindes, das keine

Schranken und keine Hindernisse zu beachten hat. — Auch die Gräfin zog sich bald zurück. Früher hatte sie gewartet, bis der Ingenieur sich entfernt hatte. Heute war ihr der Gedanke fern. Sie bat ihn, ihrer Tochter noch ein wenig Gesellschaft zu leisten. Renate schwieg.

Sie waren also allein. Noch zitterte die Aufregung der letzten Stunden zwischen ihnen. Das Rauschen des Meeres klang stärker als sonst. Sie fühlten eine geheimnißvolle Brücke zwischen ihrem beiderseitigen Wesen, und von Zeit zu Zeit knisterte ein Funke zwischen ihnen und sprang von Seele zu Seele.

Sie saßen da und schwiegen. Doch dieses Schweigen zweier innerlich starker Naturen war beredt und tiefgründig. Manchmal stieg der Blick Joachim Kemmert's zu ihrem Angesicht empor, und als sie einmal die Augen aufschlug und den seinen begegnete, da ging ein Flammenstrahl durch ihr Herz und warf einen purpurnen Widerschein auf ihre Wangen. Ein heißes Zittern überkam sie, und ihre Seele wurde abgrundtief. Ihr Blick lehnte sich nach innen, und sie stand vor diesem Abgrund und blickte hinab. Da schimmerte tief ein Gelstein aus granatrotem Leuchten, und eine namenlose Sehnsucht ergriff sie. Denn dieser Edelstein war die Liebe, aber sie wußte es nicht. Sie erhob sich langsam; er nahm es für Aufforderung, seinen Besuch nicht über Gebühr auszudehnen. Seine Brust hob und senkte sich gewaltig. Ihm war wie einem Menschen, der in einen Blütengarten mit zwei lodenden Wegen gestellt ist und nicht weiß, wo sein Ziel liegt. Wie ein Eisenband lag die Sehnsucht dieser von verhaltener Leidenschaft erfüllten Stunde um seine Stirn, daß sie blutleer wurde und leuchtend.

Er folgte ihrem Beispiel. Sie legte einen Schal um ihre Schultern. Die schwarze Seide sloß geschmeidig und losend über ihre jungfräulichen, herben Schultern.

„Ich will Sie bis zu Zens' Hütte begleiten,“ jagte sie mit verschleierte Stimme.

„Ach danke Ihnen,“ stieß er hervor, während eine Symphonie von Jubel und Glück sein Herz durchstobte.

Wie sie vor ihm über die Schloßstiege ging, zeichnete der Mond ihre zarte Figur in wunderbar weicher Silhouette ab. Ihr kleiner Fuß schritt zögernd aus, aber ihr Haupt mit dem leuchtenden Haar lag stolz im Nacken.

Wie er so hinter ihr herschritt, verhaltenen Blickes voll, da fiel wie ein Schatten zwischen ihn und sie die Erinnerung an den Baron. Da wurde Joachim Kemmert's Antlitz plötzlich hart wie Stein, und seine Lippen warfen sich auf in trotziger, feindseliger Verachtung. Sie wandte sich um und fing diesen Zug seines Mundes ab.

Da dachte sie das gleiche wie er und schüttelte verzweifelt das Haupt. Ihre Rippen bebten bei dieser Bewegung. Doch die Frische des Abends, die Reinheit der Luft und die Keuschheit des Meeres ließen sie beide ihren Ekel vergessen.

Sie schritten nebeneinander wie das erste Menschenpaar durch den Irngarten der Liebe.

„Sie frieren?“ fragte Joachim.

„Nein. Die Natur ist herbe.“

Er nickte.

„Raum zum Ertragen. So schön und groß.“ Und nach einer Weile setzte sie hinzu: „Wie klein sind wir Menschen gegen solche erhabene Freiheit.“

„Wie meinen Sie das, Komtesse?“

Sie blieb stehen und spannte die Arme voller Sehnsucht aus:

„Sehen Sie das Meer. Wie ich es liebe! Nun träumt es. Nun liegt es geschmeidig und still wie ein sinnender Mensch. Doch wenn die Leidenschaft und die Empörung ob der Fesseln der Menschen über es kommt, dann reißt es sich auf in gewaltiger Utkraft und sprengt alles, was es bindet: die unsichtbaren Ketten der Schiffabrisstraßen zerfallen, die Dampfer bersten und sein triumphierender Rücken füllt sich mit Trümmern und Wrack.“ (Fortsetzung folgt.)

# Wiedergeburt.

Roman von Anna Kiedel.

(8. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Über solcher Art verlangende Gedanken lagen Herr v. Gryn fern. Nein, sein Leben ging seinen festen Gang, und durch Lockstimmen des Herzens sollte es nicht aus seiner vorgezeichneten Bahn gebracht werden. Uebrigens hatte er auch gar nicht einmal den Wunsch, seinen Traum mit der Wirklichkeit in Verbindung zu bringen. „Was gewesen, kehrt nicht wieder, aber steigt es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück.“ Auch ihn umschloß das warme Leuchten einer noch einmal zu ihm herniedersteigenden Liebe, und er ließ sich umstrahlen und wärmte und sonnte sich in ihrem Strahl. Gewiß, es ließ sich nicht ganz ableugnen, es war etwas von Untreue darin enthalten. Untreue gegen seine Ehe. Und auch ein wenig Schwäche, daß er diesen Bann nicht von sich abwerfen konnte. Aber — ach, seid nicht eng und kleinlich! Im Süden wird das Herz so groß und weit!

Er fühlte sich so losgelöst von allen Bedingungen des Lebens, die Sehnsucht, die sich hineinwoh, war so zart und düstig, daß sie nichts mehr von Schmerz und Enttäuschung wußte.

Ich will die Stimmen von draußen nicht hineinbringen lassen in diese wundervolle Stille, dachte Herr v. Gryn. Die Stunde wird kommen, wo ich sie nicht mehr fernhalten kann. Aber noch nicht, noch nicht! Wenn ein Traum uns entweichen will, können wir ihn zurückhalten und ihn weiterträumen — ich habe es als Kind oft getan. Ich will auch jetzt noch ein wenig träumen.

So verging Woche auf Woche.

## 5. Kapitel.

Als Herr v. Gryn und seine Frau sich am ersten Morgen am Frühstückstisch gegenüberßen, dachte jedes bei sich, daß mit dem anderen eine Veränderung vorgegangen sei. Dabei machten beide fast dieselbe Wahrnehmung. Herr v. Gryn fand seine Frau weniger frisch und lebhaft, als er sie gewohnt war. Ihm schien, es sei ein Zug des Leidens in ihr Gesicht gekommen, den er früher nicht gekannt hatte, aber zugleich lag etwas Stilles und Sanftes über ihrem ganzen Wesen, das er oftmals nicht gehabt hatte, und das ihm in seiner jetzigen Gemütsverfassung wohlthat. Ihm war frei und glücklich ums Herz, daß er wieder daheim war. Fern lag der Süden und ferner das Jugendland. Jetzt weiste er wieder in der Heimat, und noch lag ihm die Heisemüdigkeit in den Gliedern. Eine kleine Zeit wollte er die Dinge an sich herankommen lassen und nur erleben, was erlebzig werden mußte. Aber dann wollte er sie anpacken und sich mit beiden Füßen mitten unter sie stellen. Er blickte unverwandt auf seine Frau und wie sie das Brot im Körbchen ordnete. Es huschte dabei über ihre Hände ein Teilchen Sonnenstrahl, und als sie sich vorbeugte und ihm einsenkte, spielte dieser Sonnenstrahl auch in ihrem Haar und gab ihm einen wundervollen goldigen Glanz. Herr v. Gryn, der mittlerweile so viele dunkle Frauen gesehen, hatte seine stille Freude daran.

„Hattest Du noch nicht gerannt?“ fragte er, als er sah, daß seine Frau sich eingoß.

„Ich habe auf Dich gewartet.“

„Und so lange —! Das tut mir leid.“

„Loß nur, es schadet ja nicht.“

Aber diese nebenfälligen Wörtchen hatten so entsetzlich viel Inhalt. Das Rot auf Frau v. Gryn's Wangen vertiefte sich ein wenig, und es war wahrscheinlich, daß sie die Augen niederzuschlug, um ihren leuchtenden Glanz zu verbergen. Es war dabei so still im Zimmer, nur die kleine Maschine summt, und mitten auf dem Tisch zwischen ihnen der Sonnenstrahl! Herr v. Gryn hatte den Kopf in die Hand gestützt und hielt in der anderen seine weiße, zerknüllte Serviette. Seine Frau war das gewohnt, er trank den Kaffee immer erst, wenn er

abgekühlt war, aber der personenne Ausdruck seines Gesichtes war ihr fremd. Die Stille wurde ihr peinlich. Sie gab sich einen plötzlichen Ruck, und mit impulsiver Herzlichkeit streckte sie ihm ihre Hand über den Tisch hinüber und sagte: „Was ist Dir? Dir fehlt etwas! Sage es mir!“

Einen Augenblick schwankte Herr v. Gryn. Er fühlte eine kleine Versuchung, seiner Frau von sich zu erzählen. Aber dann sagte er sich sofort, daß es töricht sei; erst wenn er wirklich innerlich aufgeräumt hatte, konnte und durfte das geschehen.

„Mir fehlt nichts,“ sagte er.

Aber sie kannte ihn zu gut, als daß sie ihm jetzt hätte glauben können. Noch einmal bat sie mit fast unhörbarem Flüstern: „Sag' es mir, Erich! Bitte!“

Er schüttelte den Kopf und meinte mit einem Lächeln: „Ich glaube, ich bin zu lange fortgewesen — das ist alles.“ Und während er aß und trank, begann er dabei die Briefe seines Sohnes zu lesen, die seine Frau ihm hingelegt hatte. Manchmal lachte er dabei und las einige Sätze vor. In wenigen Wochen würde Ben kommen. Seine Ferien waren für die Eltern stets der Höhepunkt. Sie hatten beide das Heimweh nach ihrem Jungen noch nicht überwunden. Herr v. Gryn packte die Briefe wieder zusammen und sagte: „Ja, wenn man das so liebt, da kann man seine Freude dran haben. Aber ich habe da kürzlich in das Sorgenleben eines Vaters hineingesehen — mir graut, wenn ich daran denke.“

Seine Frau sah ihn erkaunt an.

„Ja, Du glaubst gar nicht, wie schrecklich mir das gewesen ist. Ich glaube, ich vergesse diese Eindrücke nie wieder. Sieh, ich komme doch eben aus München von Ehrenberg. Ich war hingefahren, obwohl ich eigentlich keine Lust hatte zu dem Besuch. Ich hatte mich doch ohnehin schon da unten verzögert. Aber da war so etwas in seinen Briefen — es wird wohl der Ton gewesen sein — oder es hat zwischen den Zeilen gestanden. Mir schien immer eine dringliche Bitte herauszusprechen. Und so fuhr ich denn. Ich hatte ihn ja vor zwei Jahren noch gesehen, aber Du wirst erkaunt gewesen, wie er sich verändert hatte. Weißt Du, er war doch immer so ein hübscher Kerl. Ja, ich sehe ihn natürlich mit anderen Augen an als Du. Ich habe ihn gekannt, als er noch jung war. So ein Frachtmensch! Was der für einen Blick hatte! Und eine Gestalt! Muskeln, sag' ich Dir! Doch das kannst Du nicht verstehen. — Wie viel Kraft war nicht in jeder seiner Bewegungen! Sieh' mal, wenn er einen Stuhl hob, ja, wirklich, Du lachst — aber er brauchte nur einen Stuhl zu heben, da sahst Du gleich, wie viel Mumm und Ziellichkeit er hatte bei aller Stärke — ganz anders als bei anderen. Und jetzt!“

Du denkst gewiß, nun kommt etwas ganz Schlimmes mit Frauen. Eine wütende Liebesgeschichte, oder so. Und im Grunde ist's ja auch so etwas. Aber doch anders. Daß er nicht verheiratet ist, weißt Du. Seine Braut starb damals. Ja, das war eine traurige Geschichte. Ich glaube, er liebte sie über alles. Und es ist eben bei ihm alles so aus einem Guß. Entweder die oder gar keine! So ist es wohl gekommen, daß er sich nicht verheiratet hat.“

Frau v. Gryn hörte ihrem Manne interessiert zu, und dabei sah sie ihn forschend und fast ein wenig neugierig an. Sie kannte seine Art zu erzählen. Es war viel Umschauigkeit darin, und doch war ihr heute, wenn sie in seine Augen sah, als wäre seine Seele nicht bei den Worten, die seine Lippen mit so vieler Lebendigkeit sprachen. Auf ihrem Grunde lag etwas — etwas — sie wußte nicht was.

„Ja, und denke Dir,“ sagte Herr v. Gryn, „als ich nun zu ihm komme, erzählt er mir — ich wußte erst gar nicht, was ich sagen sollte —, daß er seinen Sohn bei sich habe, seinen außerordentlichen Knaben. Die Mutter war ein Modell, sie hatte besonders schön geformte Füße und spielte zu meiner Zeit eine gewisse Rolle — später hat sie sich

mit einem armen Gemütskändler zusammengetan. Ehrenbergs Sohn aber war bei ihrer Mutter untergebracht, und eines Tages hörte er, wie entsetzlich schlecht das Kind behandelt wurde. Und ohne einem von uns etwas zu sagen, ging er stillschweigend hin, nahm das Kind — ich glaube, es war damals eben zwei oder drei Jahre alt — fort und brachte es in ein Kloster — er ist ja auch katholisch. Da hat er es aufziehen lassen von den armen Schwestern. Später hat er den Jungen in eine Anstalt gebracht, und jetzt hat er ihn zu sich genommen, seit einem Jahr.“

„Und das ist so unheilvoll ausgeschlagen?“ fragte Frau v. Gryn.

„Ja, unheilvoll, wirklich unheilvoll! Der Junge ist wohl zweiundzwanzig und bereits Student. Ein hübscher und, wie seine Lehrer sagen, kluger Junge, aber er hegt gegen seinen Vater einen wirklichen, ausgesprochenen Haß. Und daran kannst Du nichts ändern. So nahm ich ihn mir einst vor, als ich allein mit ihm war. Aber er war zu keinem Geständnis zu bewegen. Er blieb dabei, sein Vater habe ihm sein ganzes Leben verdorben. Er hätte ihn ruhig bei, der alten, schlechten Frau lassen sollen, da wäre er vielleicht verhungert oder togeprügelt worden, aber das eine wie das andere wäre ein Glück für ihn gewesen. Jetzt gehöre er zu den sogenannten Gebildeten und würde von allen über die Achsel angesehen, denn jeder seiner Verbindungsbrüder kenne seine zweifelhafte Abkunft und wisse, daß die alte, kiederliche, betrunkene Frauensperle, die nachts in den Straßen herumlaufe, seine Mutter sei. Er habe im Grunde mehr Liebe zu ihr, als zu seinem Vater — denn er könne begreifen, wie das Leben sie so weit gebracht habe, und nicht zum wenigsten sein Vater. Aber zu ihr könne er auch nicht, denn ihn esse ihr Treiben an, er habe eine ganz andere und weit, weit schönere Vorstellung von den Frauen, und die wolle er sich um keinen Preis der Welt zerstören lassen. Aber sein Vater — keine Macht bringe ihn und seinen Vater zusammen. Und sobald er könne, wolle er sich von ihm losjagen. Er wolle überhaupt ganz für sich leben. Nur der Arbeit!“

„Es ist wohl etwas Fröhliches in ihm?“ fragte Frau v. Gryn.

„Ja, natürlich, das liegt ja in den Verhältnissen. Sieh' nur, über welche Punkte hat der Junge nicht schon nachgedacht! Davon sieht und hört ja ein anderer Gleichaltriger gar nichts, der in einer glücklichen Familie zu Hause ist. Ach, mich hat die Sache ganz mitgenommen. Ich hätte so gern geholfen! Aber was sollte ich sagen? Ich hätte auch Ehrenberg so gern ein tröstliches Wort gesagt, aber ich glaube nicht daran, und so konnte ich doch nicht. Was hälst denn Du von der Geschichte?“

„Ach,“ sagte Frau v. Gryn, „ja, ich kann sie so schlimm nicht finden. Das liegt wohl an meiner ganzen Art, daß ich alle Dinge hoffnungsvoller und weniger pessimistisch ansehe als Du. Ich kenne ja auch den jungen Menschen nicht so genau. Nach Deiner Beschreibung würde ich von ihm nur das Beste in der Zukunft erwarten. Findest Du nicht, daß ein außergewöhnlich fester Charakter aus seinen Worten spricht? Hat er das von den Frauen wirklich gesagt? Ach meine, es liegt viel Schönheit darin. Und dann — es ist doch auch so viel Wahrheit in seinen Worten.“

„Findest Du das wirklich?“

„Ja, das finde ich. Bedenke doch — natürlich sind seine Anschauungen übertrieben. Aber er ist doch auch noch so jung — ein wenig moralisch rigoros, freilich! Aber möchtest Du ihn anders haben? Und was ist ihm nicht alles verloren gegangen! Vater und Mutter und eine fröhliche, harmlose Kindheit. Kannst Du ihm das überhaupt jemals erziehen? Nicht all die tauend gegneten Einflüsse, die eine solche Zeit auf das spätere Leben hat.“

„Ja, da hast Du wohl recht.“

„Wenn ich Deinem Freunde raten sollte, so wäre es das: Liegt ihm wirklich daran, das Herz seines Sohnes zu gewinnen, so soll er nicht den Mut verlieren und immer, immer wieder mit Liebe und Geduld sich ihm nahen. In ein paar Jahren werden auch seine Anschauungen andere geworden sein, und dann wird er sich seinem Vater nähern. Ich kann mir den Verlauf nicht anders denken. Will denn Ehrenberg nicht fortziehen von München? Denke doch, diese schreckliche Frau —!“

„Wir haben auch darüber gesprochen. Aber die Sache ist nicht so einfach für ihn. Er hat sein schönes, großes Haus dort. Es ist eine prächtige Villa. Er hängt an dem Gebäude — denke doch, er hat sich alles durch seine Malerei erworben. Ursprünglich war er ganz mittellos. Du glaubst nicht, wie schön seine Räume sind. Es ist eine Wohlthat, durch sie hindurch zu gehen und sich in ihnen zu bewegen.“

„Empfindet der Sohn das auch?“

„Nein, gar nicht. Er hat das düstrigste Zimmerchen im ganzen Hause für sich eingerichtet und haust dort wie ein Einsiedler. Er ist sehr fleißig und arbeitet den ganzen Tag. Morgens um vier sitzt er bereits bei seinen Büchern. Für seines Vaters Kunst hat er gar kein Verständnis — oder will feins haben. Ich sprach einmal mit ihm davon — da zuckte er die Achseln und sagte: Das ist nichts für mich. Das ist mir zu augenfällig. Ich bin gewöhnt, in meinen Büchern zu leben und mir meine Gestalten mit feineren, geistigeren Farben zu malen. Ja, denke nur, so sprach er und ist doch eben erst zweiundzwanzig Jahre alt.“

„Ja, es ist wirklich seltsam,“ bestätigte Frau v. Gryn staunend, und dann nach einer Weile mit ausbrechender Herzlichkeit, während sie ihrem Manne beide Hände über den Tisch hinüberreichte, sagte sie mit einem warmen, bittenden Klang in ihrer Stimme: „Sie tun mir alle beide leid! So sehr leid! Ich möchte ihnen helfen — so gern helfen! Können wir denn gar nichts für sie tun? Der Junge kommt mir vor, als sei etwas in ihm erporen. Ich möchte ihn in meine Arme schließen und ihm warme Liebe einatmen.“

„Ja Du, ja Du!“ sagte Herr v. Gryn. Er stand und hatte beide Hände in den Taschen seines Rockes, dabei blickte er nachdenklich, sehr nachdenklich auf den Boden zu seinen Füßen. Auf seinem Gesicht lag der Ausdruck eines Menschen, der uns noch etwas anvertrauen will. Etwas —

Aber er zog die Uhr und sagte: „Ja, ich glaube, Herr Weiland wartet auf mich.“

### 6. Kapitel.

Wenn Doktor v. d. Heide das Kind seiner Schwester in seinem täglichen Tun und Treiben auf Petershof hätte beobachten können, so würde er seine herzliche Freude an ihm gehabt haben. Mit Erika war in den wenigen Wochen eine schöne Veränderung vor sich gegangen. Sie war gern, sehr gern in ihrer neuen Umgebung, und Frau v. Gryns gleichmäßige, oft mütterliche Herzlichkeit hatte auf ihr Gemüt den gleichen Einfluß wie der warme Sonnenschein auf die Entwicklung einer Blüte. Sie fühlte sich unbeschreiblich wohl in der Nähe dieser Frau mit den warmen Augen und geraden Worten. Mehr und mehr gerieten jetzt all die tausend kleinen Streitpunkte, die vordem ihr Leben so verbittert hatten, in Vergessenheit, und sie dachte jetzt mit einem Gefühl wirklicher Dankbarkeit an das Haus ihrer Verwandten zurück. Wo waren sie auch alle plötzlich geblieben,

die Bitternisse, die ihre Seele erfüllt hatten, die Furcht und Scheu, sich so zu geben, wie sie wirklich war, diese Angst, diese Todesangst vor rachsüchtigen und gehässigen Gedanken, die so oft bei heimlichen, versteckten Kränkungen in ihrem Herzen aufgestiegen waren?

Die Tage gingen jetzt so friedlich und gleichmäßig hin. Wenn sie morgens erwachte, lag vor ihr eine glatte Reihe kleiner abzuwickelnder Pflichten, und wenn sie abends einschlief, legte sich eine wohlige, gesunde Müdigkeit über ihre Glieder. Sie nahm sich vor, noch eine Stunde an ihren Liebling, den kleinen Hans daheim, zu denken — an ihren Onkel. Sie wollte sich den wundervollen warmen Klang zurückrufen, der in seiner Stimme lag, wenn er ihren Namen sprach, — an die überblühenden weißen Hecken da draußen wollte sie auch denken, und wie sich jetzt die Frühlingsnacht mit ihrem wunderbaren Reichthum auf die Erde niederließ — aber sie schlief, ehe noch ein greifbares Bild vor ihre Seele trat.

Seitdem Herr v. Gryn zurückgekehrt war, blieb Erika viel allein. Wenigstens in den Nachmittagsstunden. Sie hätte freilich Fräulein Klettner aufsuchen können, aber Erika zog ein wenig den Mund — ach nein, da blieb sie doch wirklich lieber

vergessen; alles, alles in mir müßte ihm gehören. Ob das wohl einmal kommt? Ach, ich möchte es! Ihre Hände klammerten sich inbrünstig zusammen. Aber, ich glaube, dann muß ich sterben. Mit einem so großen, übervollen Herzen in der Brust kann man nicht leben.

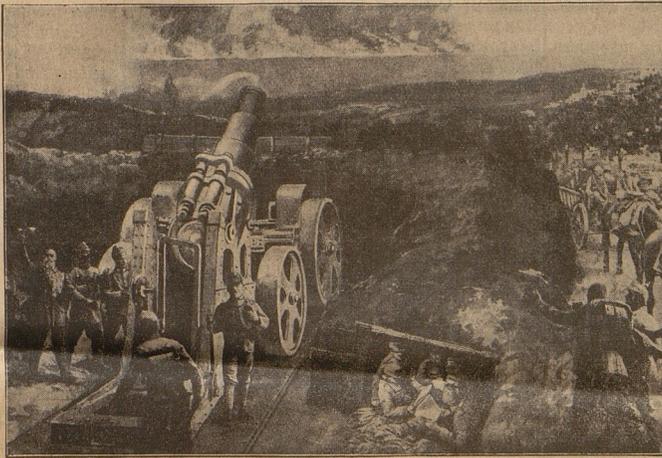
Ob wohl andere Mädchen auch solche Dinge denken? Ich möchte es wissen. Wie wäre es schrecklich, wenn die Leute sehen könnten, was ich für Gedanken im Kopfe habe, sobald ich allein sitze. Aber ich habe ja auch keine rechte Freundin — alle wenden sich vor mir ab, ich weiß es wohl. Wie bin ich eigentlich? Ich kenne mich nicht, weil ich sie nicht kenne. Sollte ich wirklich schlechter sein als die anderen? Mein Haar ist doch so fein und hell und mein Gesicht ist hübsch. Ob wirklich nichts Gutes an mir dran ist? Wirklich nichts? Ihr Blick verschleierte sich, und es fielen ein paar Tränen auf die große Decke mit den heraldischen Figuren, die schnell in die Höhe genommen wurde zur Arbeit.

Wie es wohl kommen würde? Nicht plötzlich und auf einmal in seiner ganzen, vollen Schönheit. Ach nein! Sie dachte an Musik dabei — an ferne, ferne, sich langsam nähernde Musik. Zuerst trägt die Luft ein paar leise, halb verwehte Akkorde herüber, sie würden ihr fremd und doch vertraut sein, und ihr Herz würde erwachen und dann lauschen auf mehr, immer mehr. Und dann würde es herankommen, näher und näher in vollen, brausenden Klängen, unendlich tief und schwer. Dann schlug das Herz nicht mehr diesen schmerzlich sehnsüchtigen Schlag — es stand still, ganz still in wunderbarer, beruhigter Ruhe. Ein tiefes, glückliches, wunschloses Ausruhen nach all der heimlichen Angst und Sehnsucht.

Und wenn es nun nie kam? Niemals? Wenn sie ihr ganzes Leben lang immer allein und fremd leben mußte — was dann?

Sie blickte hinunter in den Garten. Ihre Gedanken standen still und ihre Augen verdunkelten sich. Ueber ihrem Haupte zogen die Wolken, und drunten auf dem Rajen ragten still, stumm und unbeweglich Bäume und Büsche in dem vollen Reichthum ihrer Blätter, deren fattes, dunkles Grün den saftigen, hellen Glanz der Frühlingsstage bereits verloren hatte. Und königlich erhaben über Erdenleid und -lust zogen droben reich und lustig die Wolken ihren steten, unabwendbaren Zug.

Als Kind hatte Erika stundenlang im Grafe liegen können und mit ihnen dori droben Zwiesprache gehalten. Damals waren die leichten, lustigen Gebilde große, weiße geduldige Schäfchen gewesen, und Erika hatte auf ihrem Fell geessen und war als glückselige Reiterin auf geduldigen Rücken durch den ganzen Himmelsraum geritt. Wo waren sie nicht überall gewesen! Zuerst an dem Rhein, von dem der Onkel erzählt. Da hatte sie die alten Schlösser gesehen und die Ruinen, in denen Gärten und Krähen und Dohlen in schwarzen Scharen auflogen, als sie anfielen. Dann waren sie über den breiten, schäumenden Strom geritten. „Halte Dich fest“, hatten die weißen Lämmer gesagt, und Erika hatte ihre Hände dicht in den weichen, wolligen Pelz getraut, denn nun war die Reize plötzlich sehr lang und heiß geworden. Sie ritten nach Bethlehem und Jerusalem, sahen zuerst, wie das Jesuskind auf dem Schoße seiner Mutter saß, und dann nachher, wie der Herr in Jerusalem, das merkwürdigerweise lauter goldene Häuser und Kirchen und Tore hatte, mit seinen zwölf Jüngern spazieren ging. Vor dem letzten



Oesterreichischer Motormörser im Feuer.

Unsere Lesern zeigen wir im Bilde eine Skizze eines feuernden oesterreichischen Motormörfers, die Seite an Seite mit unseren Geschützen im Kampfe gegen unsere Feinde stehen.

für sich in ihrer Stube. Sie saß und stierte an einer großen Decke, aber die heraldischen Figuren machten wenig Fortschritte; es war nur gut, daß Frau v. Gryn in diesen Wochen doppelt nachsichtig war.

Erika aber saß mit dem Blick auf den gepflegten Rajen und die Kieswege in ihrem kleinen Erkerzimmerchen, das nach Norden hinausging, morgens den allerersten Sonnenfunken erhielt und des Abends den letzten. Die Decke lag sehr oft unangerührt in ihrem Schoß und darauf ihre verschlungenen Hände.

Ob ich wohl einmal heiraten werde? dachte Erika. Nach außen hin steht es nicht so aus, als ob es angehe. Doch das ist ganz gleich. Wenn es mein Gesicht ist, werde ich trotzdem heiraten, obschon ich keinen Vater habe. Aber eigentlich mag ich verheiratete Frauen gar nicht gern. Sie sind alle nervös, zänklich, rechtshaberisch und kalt-herzig gegen andere. Weistens haben sie nur ihre Kinder lieb. Und das ist zu wenig. Ach, wenn man glücklich ist, so recht glücklich, dann muß man die ganze Welt lieben. Tante Else hat Onkel Max gar nicht sehr lieb.

Ich wollte, dachte sie weiter, ich könnte einmal jemand so mit aller Kraft meiner Seele lieben. Ich kann es ja nicht so ausdenken, wie ich es fühle, aber es müßte all mein Wünschen und Hoffen für einen anderen sein. Ich möchte mich selbst ganz

der zwölf hatte sich Erika stets gefürchtet, weil er böse und schwarz ausseh. — „Stech nur Dein Gesicht in mein Fell“, hatte das Lamm gesagt.

Erika mußte lächeln, als sie an diese Zeit dachte — und gleich darauf traten ihr Tränen in die Augen. Es war doch seltsam, wie freundlich und liebevoll einstmals, als sie noch ein Kind war, alles gegen sie war. Und jetzt? Die einst so geliebten Vorkensrosen zogen kalt und wortlos vorüber. So lustig — abgesehen fremd-vornehm und ach so fern und hoch! Da reichten ihre Wimpern und Sehnsucht nicht hinauf. Wer war denn nun anders geworden — sie oder die da droben? Heute mußte sie auf der Erde bleiben. Und da war dasselbe Leid. Sie dachte daran, wie sie früher in jedem Baum und Strauch ihre Spielkameraden und Gefährten gesehen hatte. War etwas in ihr oder in ihnen gewesen, was nicht völlig übereingestimmt hätte? Sie waren Geschöpfe wie sie, mit Tränen und Lachen, sie klagten zusammen über den Winter und freuten sich über Sommer und Sonnenschein. Hatten sie nicht besser als irgendein Mensch Erika's Schmerz über das zerrissene Kleid oder das verlorene Schulheft gekannt? Und welche wunderbaren tröstlichen Worte hatten sie nicht gesagt! Wie wundervoll lieb es sich nicht mit ihnen über eine herrliche, sorgenlose Zukunft plaudern! Und jetzt?

Es war mit einem Male eine Zeit gekommen — Erika erinnerte sich ihrer mit bitterer, schmerzlicher Reue im Herzen — da hatten ihr ihre stummen Gefährten nicht mehr genügt. Sie hatte andere gesucht, solche, die hübsche Kleider trugen, ihr Gesicht im Spiegel besahen, in der Schule die ersten sein wollten und heimlich verbotene Bücher lasen. Zu ihnen war sie gegangen. Nur eine kleine Weile; denn sie hatten nichts von ihr wissen wollen, ihr kalte, böse Worte gesagt und sich dann von ihr abgewandt. Aber als Erika sich darauf ihren alten Freunden wieder näherte, da waren auch sie ihr verloren gegangen. Sie war ja kein Kind mehr! Wieviel Verjagendes der kleine Satz in sich einschloß! Alle Vertrauensseligkeit nahm er und gab nichts als Kälte, Mißtrauen, Einsamkeit und Sehnsucht, und immer wieder Kälte, Einsamkeit und Sehnsucht!

O, wäre sie doch niemals untreu gewesen! So könnte sie noch heut in dem Garten ihrer Kindheit gehen und zu denen gehören, die sich nun stumm und ewig verschlossen von ihr abwandten. Was half es ihr heute, daß sie ihre Arme um den Baum schlang und ihre Wange an seinen Stamm legte? Er ragte hoch über ihrem Haupte — groß, erhaben und majestätisch. Ich kenne dich nicht — was willst du von mir? Gehe zu denen, zu denen du gehörst. — Sprach er so? Ach nein, sie irrte sich. Nicht einmal das. Er sah und hörte sie überhaupt nicht, sondern ragte stumm himmelwärts, und das Rauschen seiner Zweige war nicht für sie bestimmt. Sein Dasein und das ihre hatten nichts Gemeinsames.

Und die Frage in ihrer Brust: Werde ich einst finden, was ich suche? ward brennend und dringend und machte ihr das Herz groß und schwer.

### 7. Kapitel.

Wenn Herr v. Grhn die Tür zu seinem großen, dreifenstigen Arbeitszimmer hinter sich geschlossen hatte, geschah es jetzt zumeist, daß er sich nicht an seinen Arbeitstisch setzte wie sonst, sondern mit verjüngtem Ausdruck ein Buch vom Tisch nahm und sich damit in dem hochlehnigen Lederstuhl niederließ, in dem einst seine Frau ihr plötzlichen Tränen geweint hatte. Der Stuhl stand unweit des Fensters und gestattet einen Ausblick auf die kleine, parkartige Buchenanpflanzung, die sich davor erstreckte. Die Bäume waren hoch und schlank, ihre Stämme ebenmäßig und weiß, und an schönen Abenden zitterte ein wundervolles Lichtgefünkeln durch die Kronen und spielte, wenn die Sonne sank, rot und goldig auf der glatten Finde.

Herr v. Grhn konnte stundenlang in dem bequemen Stuhl sitzen und hinausblicken. Das Buch lag aufgeschlappt in seinem Schoß — oft wendete er nicht eine Seite um. Dort unten im Süden hatte er bisweilen über seine Trägheit wie über sich selbst den Kopf geschüttelt, jetzt tat er es nicht mehr. Was heute seine Gedanken beschäftigte, gehörte so sehr in das Reich der Wirklichkeit, daß er das Sinnen keine leere Träumerei mehr nennen konnte. Und dabei stand auch jetzt wieder Tag und Nacht eine weibliche Gestalt vor seinen Augen. Sie war der vorigen gleich, aber sie war zarter und jugendlicher, und der Blick ihrer Augen weniger klar und ruhevoll, er barg das Tiefste, Versteckteste, das Frauenaugen eigen ist, die viele heimliche Tränen vergießen.

Die Stunde, wo Herr v. Grhn Erika zuerst sah, blieb ihm in einer wunderbaren, stets gegenwärtigen Erinnerung. Trotzdem konnte er sich in keiner Weise vorstellen, wie er selber in jenem Augenblick gewesen, ob ihm ein Ausruf oder ein erkauntes Wort über die Lippen gekommen war oder ob er Haltung oder Farbe gewechselt hatte. Ja, war er überhaupt erkaunt gewesen? Seine Frau hatte ein paar Worte von einem fremden Mädchen zu ihm gesprochen, das jetzt mit zum Haushalt zählte, ein Name war an sein Ohr geklungen, ein Name, der ihm seit Wochen und Monaten so allüberall gegenwärtig war und den von einer anderen — seiner Frau! — ausgesprochen zu hören, so seltsam war. Und dann hatte sein Herz stillgestanden.

Ein junges Mädchen schritt durch den Raum. An den Fenstern, durch die das Sonnenlicht fiel, vorbei und gerade auf ihn zu. Ein schmalgliedriges, noch sehr jugendliches Mädchen mit unentwidelten Formen und sehr aufrechter Haltung. Sie trug ein hellfarbiges Sommerkleid, und ihr Grun war leicht und hastete nicht am Boden. Dazu kam der Umstand, daß das Sonnenlicht auf ihr auffallend helles Haar fiel, das dadurch einen durchsichtigen Glanz erhielt, denn es bauschte sich locker und leicht über einer hohen, idealen Stirn.

Wie wunderbar! Er war nicht mehr in seinem eigenen Hause. Stühle und Tische, die Tür, an der er lehnte, seine Frau an seiner Seite, alles waren plötzlich unwirklich und unverständliche Gebilde geworden. Wirklich und seinen Sinnen verständlich und wahrnehmbar war nur das junge Mädchen, das auf ihn zuschritt, wie durch einen dichten, wogenden Nebel, der plötzlich vor seinen Augen lag.

„Das ist Erika v. d. Heide,“ hatte seine Frau gesagt, und Herr v. Grhn hatte nichts reden können, nur sein Herz sprach eine laute, vernehmbare Sprache:

Nein, das ist meine Tochter!

Das war jetzt vierzehn Tage her, und der Nebel vor seinen Blicken hatte sich in Licht und Sonne verwandelt. Herr v. Grhn glaubte, nie so viel Klarheit und Sonnenschein um sich gefühlt zu haben wie in diesen wenigen Wochen. Seine Vergangenheit, die jüngst verstrichenen Monate mit ihrem seltsamen, unerklärlichen Versinken in eine gewesene Zeit, die Gegenwart und die Zeit, die vor ihm lag, alles war durchstrahlt und erfüllt von einem seltenen, reinen und geeigneten Licht, wie wir es an besonders schönen Herbsttagen kennen, wo die Luft so still und unbeweglich ist, daß wir hören, wie sich das gelbe Blatt vom Ast löst und sich langsam, langsam zu Boden sent.

Am liebsten hätte Herr v. Grhn in die Speichen des Zeitrades hineingegriffen und es für eine Weile zum Stillstand gebracht, wenigstens wäre es ihm wie Gewalttätigkeit erschienen, wenn er die augenblickliche Stimmung des glücklichen Friedens, die ihr tägliches Miteinanderleben erfüllte, durch ein lautes, undvorsichtiges Wort gestört hätte. Es mußte ja einmal kommen, ja, es mußte und sollte, aber noch nicht, noch nicht, wo das Herz noch fast

still stand vor freudigem Schreck und süßer Nührung.

Noch nicht!

In dieser Zeit erhielt Herr v. Grhn einen Brief von dem Herausgeber einer kunstgewerblichen Zeitschrift, an der er Mitarbeiter war. Er hatte in den letzten Monaten die Zusendung der verprochenen Aufsätze nicht innegehalten und wurde nun gemahnt. Er entschloß sich mit einem inneren Aufschrei, seine Arbeit wieder aufzunehmen. Und ohne lange Vorbereitungen suchte er zwischen seinen Papieren und griff dann zur Feder.

Es war in den Stunden nach Tisch. Frau v. Grhn pflegte in dieser Zeit auf dem Ruhebett ihres Schlafzimmers zu liegen. Aus den Klüppeln und das zwischen Fräulein Klettner's etwas flanglose Stimme; bald würde auch sie verstummen und Fräulein Klettner ebenfalls in ihre Stube verschwinden und nachher wieder in ihrem häßlichen grünen Kleide zum Vorschein kommen. Es lag also eine köstliche stille Mittagsstunde über dem von der Sonne bestrahlten Gewebe.

Wo war Erika?

Herr v. Grhn's Feder flog rasch über das Papier. Bisweilen hielt er im Schreiben inne, lehnte sich im Stuhl zurück und bog die Gardine zur Seite. Sein Blick ging hinein in die Buchenstämme. Da saß Erika, seine Tochter, auf einer breiten Bank, die aus knorrigem Geäst gezimmert war, und nicht weit von ihr saß Herr v. Grhn Wolf, der, den dicken Kopf auf seinen Pranken, friedlich schlummerte. Erika hatte sich seit einigen Tagen, wo der Sonnenschein so warm war, diesen stillen schattigen Platz ausgesucht, der sonst eigentlich von niemand benutzt wurde, weil der Boden dort unter den Bäumen stets ein wenig feucht und kühl war. Die Bank stand versteckt, und das wußte das junge Mädchen auch, es war so schön und wohlthuend, sich unbeobachtet zu wissen. Herr v. Grhn konnte auch mit seinem gewöhnlichen Kneiferglas nur ganz unbedeutlich ihre Gestalt in dem hellen Sommerkleid erkennen, und zudem mußte er die Gardine zurückschlagen. Aber auf dem Tisch vor ihm lag der Feldstecher, den er stets bei sich trug, wenn er seine Ländereien besichtigte. Durch ihn hindurch konnte er Erika von Zeit zu Zeit beobachten: ihr helles, lockeres Haar, dessen milde Färbung ihn entzückte, das Gesicht, den zarten, schmalen Oberkörper mit den stark abfallenden Schultern. Ihr Anblick war für ihn eine Wohltat, eine Aufstärkung und Belohnung zugleich.

(Fortsetzung folgt.)

### Kriegs-Allerlei

Wodurch entsteht ein Krieg? Der kleine Hans, der täglich zuhört, wenn die Eltern vom Kriege reden, fragt eines Tages seinen Vater, wodurch eigentlich ein Krieg entsteht. „Ja, mein Junge,“ antwortete dieser, „das hat seine verschiedenen Gründe. Beispielsweise war es einmal nahe daran, daß ein Krieg zwischen Deutschland und Spanien ausgebrochen wäre, weil man irgendwann in Spanien die deutsche Flagge heruntergerissen hatte.“ — „Nein,“ unterbricht ihn die Mama, die bis jetzt unbeeiligt dem Gespräch zwischen Vater und Sohn zugehört hatte, „das war durchaus nicht die Ursache, mein Lieber. Das ging vielmehr damals anders zu.“ — „Aber, lieber Hans,“ unterbricht sie seinerseits der Mann, „wenn ich dem Jungen etwas erkläre, so werde ich wohl auch darüber unterrichtet sein.“ — „Aber in dieser Sache irrst Du Dich!“ — „Mein, ich irre mich durchaus nicht!“ — „Doch, das tust Du entschieden; denn die Ursache war.“ — „Nun möchte ich Dich aber doch bitten, so lange zu schweigen, bis.“ — „Ja, das fehlte ja gerade noch! Aber Du hast ja selbstverständlich immer recht.“ — „Jawohl, natürlich. Uebrigens hat ja niemand nach Deiner Ansicht gefragt.“ — „Ich will es aber nicht mit anhören, daß Du dem Jungen irrtümliche Angaben machst.“ — Der Vater wirt seiner besseren Hälfte noch einen glühenden Blick zu, nimmt hierauf den Knaben beiseite und jetzt dann seine Erklärung fort. „Also höre jetzt zu, mein Junge, der Krieg —“ — „Aber jetzt unterbricht ihn Hans: „Laß nun gut sein, Vater, Du brauchst garnicht weiter zu erklären. Ich weiß jetzt schon, wie ein Krieg entsteht!“

In den Fußstapfen des Vaters. Aus dem Münsterlande teilt das „Münster Tageblatt“ folgendes ergötzliche Geschichtchen mit:  
Kommt da vor etlichen Tagen eine Patrouille eines Landwehrregiments, das in W. stationiert ist, auf ihrem Rundgang in eine Gemeinde des Großtales. Durchhalter wird eingeführt, was in diesem Falle besonders richtig war. Denn der Wirt weist sie an einen Ueberläufer in seiner Gaststube.

Der Franzose saß dort gemütlich bei einem Glas Bier. Sein Vater sei 1870 schon deutscher Gefangener gewesen, und es sei ihm nicht schlecht gegangen, deshalb tue er, er werde nicht schlechter fahren, wenn er daselbst tue, meinte der biedere Soldat der Grande Armee.

**Rästel-Ecke**

**Rästel.**  
I.

Stell' vorne den halben Papa  
Und hinten die halbe Mama,  
Tritt Anna auch halb noch dazwischen,  
So sieht, daß nicht Meere sich mischen,  
Die Scheidewand dauerhaft da.

\* \* \*

II.

Nicht selten wird die Erde durch die Zweite  
Der Freiheit ja, des Lebens selbst berant;  
Denn suchst sie fliehend, wenn man naht, das Weite,  
Wird sie doch oft dem Menschen noch zur Weite,  
Selbst da, wo ihm die Zweite nicht erlaubt,  
Das Ganze kümmert sich um keine Sorgen,  
Es ist ein überflüssiger Patron,  
Denk beim Genieß nie an den künftigen Lohn,  
Bis spät oft Neue wird des Leichtsinn's Morgen.  
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Rästel von voriger Nummer:  
I. Ehre. — II. Würfel. — III. Wirbel.

**Wer probt, der lobt**  
Walthers echte, extra milde  
Dtz. 2.50 Mk., bei 30St. kostenfrei M. 6.—. **E. Walther, Halle a. S., Mühlweg 20**

**Geld** gibt ohne Bürgen, schnell, recht, tatante Kästchen, seit 1891 bestehende  
**Firma Schulz & Co., Berlin 110, Streubergstraße 21. Rückporto.**

**Feld-Post**  
**Rheuma**  
fische Bechwerden  
**Dr. R. Reiss RHEUMASAN**  
Erfährlich in Apotheken

**Alles**  
für Blottantenarbeiten,  
Vorlagen u. Anleitungen f. Laubsägerel,  
Einlegearbeit, Schmitzerel, Holzbrand etc.,  
sowie alle Ornamente und Materialien  
hierzu. (Illustr. Kataloge für 50 Pf.)  
**Mey & Widmayer, München Abt. 219**

**Technikum** Masch.-Elektr.-  
Ing. T. Werkm.  
**Hainichen i. Sa. Lehrfabr. Progr. fr.**

# Karte von Frankreich

Maßstab 1:1000000  
Bearbeitet von **Onésime Reclus**

Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korrika, sämtliche, auch die kleinsten Ortschaften und ermöglicht eine schnelle Orientierung der Kämpfe auf dem weißlichen Kriegsschauplatz

Preis M. 3.— für 1 Exemplar

Zulassung erfolgt gegen Voreinrichtung d. Betrages portofrei

## Geographisches Institut Wilhelm Greve

Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei  
Berlin SW 68, Ritterstraße 50

**Neue Gänsefedern,**  
wie sie von der Gans gepuflt werden, mit  
allen Daunen & Fed. 1,60 Mk. Dieselben  
Gebirn, mit allen Daunen, groß gefüllt,  
& Fed. 2,35 Mk., gut gefüllt, mit allen  
Daunen & Fed. 3,35 Mk., vorzuziehen gegen  
Nacht, nehm, was nicht gefüllt wird.  
**August Schuch, Gänsefedernfabrik,  
Neu-Zerbin 9 (Oberbruch.)**

**Anzeigen**  
haben in diesem Blatte eine  
weite Verbreitung.

in  
**Clichés Autotypie**  
und Strichätzung  
**Wilhelm Greve**  
Graph. Kunstanstalt  
Schnellste Lieferung  
Billigste Preise  
**Berlin S.W.**  
Ritterstraße 50

**Echte extrastarke Walthorus-**  
(Destillat) 1 Dtz. Mk. 2,50, nur bei 30 Fl. Mk. 6.— franko.  
**Chemische Werke E. Walther, Halle a. S. Mühlweg 20.**



Bildgröße 28x38 cm  
Kartongröße 45x60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

### BILDNISSE

von **KAISER WILHELM II** und  
unseren **HEERFÜHRERN** in

### Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton  
zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt.  
(Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt  
spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine  
wirklich **künstlerische** Reproduktion aller unserer  
hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

**Deutsche Kunst-Druck-Gesellschaft**  
m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

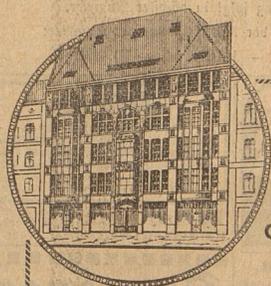
- Kaiser Wilhelm II.*
- Wilhelm, Kronprinz* von Preußen
- Rupprecht, Kronprinz* von Bayern
- Herzog Albrecht von Württemberg*
- von Beseler, General der Inf.*
- von Bülow, Generaloberst*
- von Einem, General der Inf.*
- von der Goltz, Generalfeldmarschall*
- von Hindenburg, Generalfeldmarschall*
- von Heeringen, Generaloberst*
- von Kluck, Generaloberst*

Bei Bezug von Waren bitten wir, sich auf dieses Blatt zu berufen.

Das als Warenzeichen gesetzlich geschützte „**Tutwohl**“ extrastarker Karmelitergeleit (vorzüglich wirkendes Massagemittel) 1971. Mk. 3.—, bei 24 Fl. Mk. 6.— kostenfrei liefern nur die **Tutwohl-Werke, Halle a. Saale.**

# Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 1671, 9862, 11084  
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Soeben erschienen!

Soeben erschienen!

## Wilhelm Greve's Karte

vom

### Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1 : 5 000 000 ♦ In 18 Farbentönen ♦ Bildgröße 72 × 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittelländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Vollausgabe A



Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto oder gegen Nachnahme von

**Wilhelm Greve,** Königl. Hof-Lithographie,  
Hof-Buch- u. -Steindruckerei

Spezialdruckerei: Amt Moritz-  
platz 1671, 9862, 11084

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Spezialdruckerei: Amt Moritz-  
platz 1671, 9862, 11084